

Mein Weg aus der Freikirche

Ein Essay

Claudia Schreiber

Ich war elf Jahre alt und tobte verdreht über hessische Feldwege, als in der Essener Gruga-Halle die Vorbereitungen begannen: Scheinwerfer wurden installiert, Kameras in Position gebracht und Übertragungswagen mit Strom versorgt. Billy Graham wollte in Westdeutschland Gottes Wort verkünden: *Euro 70*. Das war damals keine Preisangabe, sondern eine Kampagne, der Missionar nannte sie *crusade*, Kreuzzug. Er war Baptist, wir auch: Ein Glaubensbruder im Rampenlicht, endlich waren wir auch mal wer.

Grahams Predigt wurde live von Essen aus in andere Großstädte übertragen: *public viewing*, der Mann war seiner Zeit weit voraus. Meine Eltern packten ihre fünf Kinder ins Auto und fuhren nach Kassel, so saß ich abends frisch gebadet und staunend vor einer riesigen Leinwand. Für mich war dieser Fremde, der da übergroß mit der Bibel winkte, mutiger Heerführer Josua, sanfter König David und donnernder Johannes der Täufer in einer Person. Das waren die Helden meiner Kindheit, ich hatte die Bibel intus, von vorn bis hinten und zurück gehört und gelesen.

Mich hatten schon etliche Prediger in zugigen Zelten geschüttelt oder in hauseigenen Versammlungen ermüdet. Nun aber rief mich der Herr international und multimedial, und ich wollte meinen Eltern gefallen. Sie waren Baptisten, die Großeltern und Urgroßeltern sogar. Dennoch wird man nicht als Baptist geboren, jeder Einzelne muss eine eigene Liebesgeschichte mit Gott beginnen, mit genauem Datum versteht sich. Mir wurde *Euro 70* als Markierung geboten wie ein Initiationsritus, natürlich habe ich diese Gelegenheit genutzt.

Auch heute noch wird so reißerisch missioniert, anschließend knüpft man seine innige Bindung zum Herrn an die Struktur einer Gemeinde, die eine Rundum-Freizeitgestaltung inklusive seelsorgerischer Betreuung – oder sagen wir Kontrolle? – anbietet. Die Freikirchen sind besonders stolz auf ihre familiäre Atmosphäre – schön und gut. Aber damit(!) darf man nicht die Schäflein locken, mit Kaffeetrinken und Hauskreis, die zu Freundeskreisen werden! Dazu ist Gemeinde nicht da – finde ich. Es ist kein Club, es ist und bleibt eine Versammlung von Menschen, die Gott suchen – in aller Freiheit (FREI-Kirche). Was geschieht, wenn jemand wieder geht, oder gar gehen muss, ausgeschlossen wird? Dann gehen auch die Freunde flöten, aus Geschwistern werden in Sekunden Fremde, manchmal gar Feinde. So sind die Beziehungen ja gar nicht echt, sondern an Wohlverhalten und treuen Glauben gebunden!

Als ich nicht mehr zur Gemeinde gehören wollte, hatte das theologische und persönliche Gründe. In der Konsequenz aber hatte ich beinahe keinen Menschen mehr.

Ich bin auch gegangen, weil meine Ehe zu Ende ging. Mein Pastor hat mir in einem letzten Brief versichert, dass ich nie wieder glücklich werde an der Seite eines anderen Mannes. Ich wurde vom ihm verflucht, oder? Er hat mir tatsächlich Schlechtes an den Hals gewünscht. Es brauchte Jahrzehnte, bis ich damit fertig wurde.

„So wie ich bin, komm ich zu dir“, dieses Lied sang der Chor, als ich bei *Euro 70* vor die Leinwand trat. Ich wusste mit elf Jahren noch gar nicht, wer ich war und wie ich bin. Ich sollte schlecht sein und alle Sünden bereuen, hatte aber außer einem verprügelten Nachbarjungen und einer Menge viergeteilter Regenwürmer nichts zu bieten.

Ich wurde getauft, da war ich noch keine zwölf. Heute muss ich sagen, dass ich zu jung dafür war. Ich wollte so sein wie meine Eltern, dazugehören wie meine leiblichen Geschwister – außer der Gemeinde gab es doch sonst nichts. Der Baptismus war unser Leben. Die Entrückung drohte noch dazu: Sollte ich allein bleiben, ohne Eltern, wenn der Herr kommt? Wie viele Menschen habe ich gesprochen, die diese Angst als Kind begleitete!

Mein Vorfahre hatte sich einst taufen lassen, ein reicher Hoferbe, der wegen seines Glaubens davongejagt wurde. Sein Opfer war uns allen ein Vorbild, und mein Vater war sich sicher, dass der Herr ihm den finanziellen Verlust in der vierten Generation zurückgeben wird. Er ist tatsächlich erfolgreich gewesen und betrachtete seinen Profit als eine Gottesgabe. Später habe ich dann Webers „Protestantische Ethik“ gelesen und gestaunt: Der Soziologe schien mein evangelikales Zuhause zu kennen.

Geld spielte in der Gemeinde eine große Rolle. Mir war bedeutet worden, dass es Ehrensache sei, sich an diese alttestamentarische Regel zu halten, den Zehnten zu geben, sonst würde Gottes Stirn gewaltig runzeln über mir.

Der Zusammenhang von Glaube und Wohlstand schmerzte mich – die Gerechten schienen wohlhabend, und die Armen der Welt hatten vielleicht selber Schuld an ihrer Misere, so klang bisweilen die Verkündigung. Selbst der Gesundheitszustand fiel darunter – wer nah bei Gott war, wird Heil erfahren; Heilungsgottesdienste zeugen davon. Diese Veranstaltungen befremden mich – mir scheint, man macht den Gebrechlichen vor, sie hätten nicht genug geglaubt.

Meine persönliche Nachfolge hatte Struktur: Sonntagsschule, Gottesdienst, Bibelstunde, Jungschar, Teenagerkreis, Chorprobe, Kinderbibelwoche, Freizeiten und Zeltlager. Ich habe diese Aktivitäten nicht nur besucht, ich habe sie später selbst organisiert, habe Kindern und Jugendlichen ein

prächtiges Entertainment geboten, bei dem wir uns alle miteinander großartig fanden.

Die Gemeinde war eine Insel, heiratet euersgleichen, feiert mit euersgleichen, meidet die Welt. So habe ich zu wenig Zeit mit vernünftigen Büchern oder anderen Leuten verbracht und habe zu selten im Urlaub gefaulenzt, sondern eine Freizeit nach der anderen geleitet und bin unter der Last zusammengebrochen.

Gravierend war die fundamentale Einordnung der Welt in Gut-Böse, weltlich-fromm, gerettet-verloren, schwarz-weiß. Unsereins war richtig, die anderen lagen falsch. Es gab nur einen Weg, eine einzige Lebensart. Als Rückzug, als vorläufiges Leben! Auf die zukünftige Welt warten wir.

Wer sich in der Gemeinde sündig machte, wurde ermahnt. Erst leise, dann lauter. Das wird Gemeindezucht genannt, wenn in Gemeindesitzungen privates geplaudert wird. Wenn einer sichtbar für alle sündig wird, soll er beueu oder sich schleichen. Ich bin einmal als Schwester berufen worden, da mitzumachen. Eine ältere Dame war abhängig von ihrer mageren Witwenrente, hatte sich aber in einen Mann verliebt und lebte mit ihm zusammen. Ein harmloses altes Paar. Hätten die beiden geheiratet, wäre die Frau bitterarm und von ihm abhängig geworden. Zwei Brüder der Gemeinde und ich haben sie vorschriftsmäßig zurechtgewiesen – entweder sie lebt gottesfürchtig, oder sie wird aus der Gemeinde ausgeschlossen. Sie war untröstlich, ich schäme mich dafür bis heute, wir haben sie so lange unter Druck gesetzt, bis sie einknickte. Danach bin ich aus der Gemeinde gegangen, auch deswegen. Ich wollte nie wieder so selbstgerecht sein, nie wieder jemandem sagen müssen, wie er oder sie zu leben hat.

Die Distanzierung von der sogenannten Welt war für mich das Schlimmste. Das halte ich noch heute für Sektierertum. Wir jungen Leute wollten damals der Welt zeigen, was Glauben bewirkt! Wir haben jahrelang diskutiert, was unser Glaube mit Politik zu tun hat – Dritte Welt, Friedenspolitik, Martin Luther King und Ghandi, diese Dinge. Mir wurde von der Gemeindeleitung vorgeworfen, dass es nichts bringt, sich etwa gegen die Aufrüstung zu stemmen, den Hunger in den Entwicklungsländern. Die Nöte der Gottlosen sollte unsere Sorge nicht sein. Der Zusammenbruch der Welt sei ja geradezu die Bedingung zur Wiederkunft des Herrn!

Und doch, wir wollten zur Friedensdemo fahren, dann eben nicht als Gruppe der Gemeinde, sondern privat. Ich charterte einen Bus auf eigenes Risiko. Pastor und Gemeindeleiter haben mit mir in der Nacht vor der Reise drei Stunden telefoniert: Wenn ich diese Jugendlichen zu einer Friedensdemo mitnehme, so ihre Argumentation, dann übereigne ich sie geradezu dem Teufel! Es wäre genauso, als wenn ich sie einer spiritistischen Sitzung anvertraue. Das sagte mir mein Pastor, bevor wir uns dann doch auf der schwäbischen Alb in die Menschenkette einreichten und „Friede, Friede sei

mit dir“ sangen. Dieses Telefonat hat mich aus der Bahn geworfen. Wie kann man so reden, denken, mit mir umgehen, mich so ängstigen?

Was wollten sie mir alles weismachen, die Prediger und Sonntagschullehrer? Die wunderbar komplizierte Welt sei in sechs Tagen erschaffen worden, die gesamte Erde mit all ihren archäologischen Funden erst 6000 Jahre alt. Ich sollte nicht hinterfragen, wie König David an seine Frau Batseba gekommen ist, sollte das Hohelied der Liebe symbolisch verstehen, den Zusammenhalt zwischen Rut und Naomi sollte ich mir als Beispiel nehmen; deren Art aber, einen Mann zu angeln nicht. Wer sich bildete, war verdächtig. Ein guter Verstand schadet dem Glauben, bleibt also besser doof und nehmt alles naiv wörtlich hin! Abrahams Mordversuch war gottgewollt, Paulus' unsägliches Frauenbild allgemeingültiges Programm: Also kleide dich züchtig und schweige still. Das habe ich so gehört und darunter gelitten. Und wenn man von der Weiblichkeit Gottes sprach, flippten die leitenden Brüder aus, sie maßregelten uns Frauen. Die Kopftücher der freikirchlichen Schwestern sind unsichtbar.

Ich habe von Predigten geträumt, die meinen Verstand reizen, statt mich für dumm zu verkaufen. Statt Lebenswege zu suchen, hatte ich zu bitten, dass der Herr mir meine Wege weist, man wurde berufen oder beauftragt. Dieses Prozedere ging oft zu weit: Mit achtzehn Jahren vertraute ich einem Pastor sehr, der ein besonders enges Verhältnis zum Himmel hatte. Mir nichts, dir nichts konnte er mir deshalb mitteilen, dass es dem Herrn gefalle, wenn ich jenen Dingsda aus Soundso heiratete. Ich kannte den Kerl kaum, und er war zum Glück so derart unmöglich, dass ich dem Pastor abzusagen wagte. Das ist leider zu selten geschehen, ich habe viel zu wenig gelauscht, was ich selbst wohl will, was womöglich einfach bloß gut für mich sei.

Meine Sehnsucht, recht zu glauben, grenzte an Aberglauben. Ich habe Gott in entscheidenden Fragen um ein Zeichen gebeten: Willst du, dass ich dieses tue, dann lass es heute regnen. Erlaubst du mir, dass ich jenes wähle? Wenn der Tagesschausprecher sich gleich verhaspelt, weiß ich Bescheid. Alle Menschen ersehnen Wegweiser, man sollte aber nicht den Finger auf einen Vers fallen lassen und die Schrift wie ein Orakel verstehen.

Christliche Fundamentalismen fristen weltabgewandt und damit so leise ihr Dasein, so verhuscht, dass es nur die zermürbt, die in dieser Parallelgesellschaft gefangen sind. Außenstehende bekommen es gar nicht mit, Sektenbeauftragte aber registrieren das Anwachsen immer abwegigerer Bewegungen.

Aber auch wer aus ganz normalen Freikirchen aussteigt, trägt tiefe Wunden davon. Seit ich einen Roman darüber geschrieben habe, „Ihr ständiger

Begleiter“¹, melden sich solche Menschen bei mir: Manche berichten von langanhaltender Trauer, Schuldgefühlen, von Herzbeschwerden oder Hautausschlägen. Mir selbst versagten in den ersten Jahren immer mal wieder die Beine, ich war wahrhaftig wie gelähmt.

In meinem Geist hat es gewütet, der Blick auf Göttliches wird immer getrübt bleiben von alten Schatten; Heilung davon wäre ein Wunder. Manche Leser und Leserinnen haben geschrieben, dass sie es hinter sich haben: fröhlich gottlos die einen; die anderen entspannt in modernen offenen Kirchen und Gemeinden, die sich tatsächlich auch finden lassen.

Ich hatte als Kind nicht nur diese eine, diese enge Welt. Der Himmel schenkte mir, auf dass ich nicht völlig irre werde, das Leben eines Bauernmädchens mit weiten Feldern, wilden Freunden und zärtlichen Tieren und umgekehrt. Und es gab einen Glücksfall: Als ich die Gemeinde verließ und aus der Sicht meiner Eltern eine verlorene Sünderin wurde, fragten sie unseren alten Pastor um Rat. Manche werden ihn noch kennen, Walter Paulo. Er war es, der mich getauft hat nach der *Euro 70*. Der einzige Mann, den ich in meiner Kindheit erlebt habe, der öffentlich über seine Nazizeit sprach, der ehrlich bereute, der nichts beschönigte. Ein Pastor, der vornehmlich von Jesus predigte, dem Freund der Kinder. Den fragten meine Eltern, was sie mit mir machen sollten, als ich die Gemeinde verließ. Der Mann sagte nur ein Wort: „Lieben?!“

Man kann nur träumen von freien Kirchen, in denen solche Menschen das Sagen haben.

¹ Claudia Schreiber, *Ihr ständiger Begleiter*, München 2008, TB., 224 S.